

Nr. 166. Bromberg, den 25. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(Schluß.)

Sinklar kam vom Rathaus.

Der Bürgermeister hatte ihn zu sich gebeten. „Keine umständlichen Verhandlungen also, lieber Herr Ingenieur! Das Stadtverordnetenkollegium hat sich damit einverstanden erklärt, daß Sie die Leitung unseres Elektrizitätswerks bekommen. Anfangsgehalt nach der Besoldungsordnung; endgültige Anstellung nach einjähriger Probezeit. Ich gratuliere Ihnen! Hier ist der Vertrag, von mir und dem Finanzreferenten unterzeichnet... Fehlt nur noch Ihre Unterschrift, bitte!" Der Bürgermeister tauchte die Feder ein und gab sie höflich dem neuen Direktor.

Sinklar hielt sie eine Sekunde lang in der Hand, dann legte er sie auf den Tisch zurück. „Werden Sie mich für sehr ungezogen halten," sagte er, „wenn ich Sie bitte, mir diesen Vertrag einstweilen mitzugeben? Ich möchte ihn zu Hause in Ruhe durchlesen; es ist doch ein sehr entscheidender Schritt."

„Mangel an Vorsicht kann man unserem neuen Direktor jedenfalls nicht vorwerfen!" sagte der Bürgermeister lächelnd. „Ganz, wie Sie wollen... Ich möchte Sie nur daran erinnern, daß ich Ihre Unterschrift bis morgen — etwa sechs Uhr nachmittags — haben muß. Denn abends ist ja die Feier — da sollte die Angelegenheit natürlich vorher in Ordnung gebracht sein!"

„Gewiß! Gewiß!" antwortete Sinklar.

Sehr langsam ging er die Treppe hinunter — zögernd, als könnte er damit die Zeit aufhalten. Aber sie ließ sich nicht aufhalten: Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden mußte alles geklärt sein.

Da stand er auf dem Schloßberg... Wie er hinaufgekommen war, wußte er selber nicht.

Diese wundervolle Reinheit in allen Farben der Welt — gehörte sie nun zum späten Sommer oder zum frühen Herbst? Über den abgeernteten Feldern, den braunen Sturzäckern rieselte der leise Strom des Lichts, schon auf die warmen Töne des Sonnenuntergangs gestimmt. Ahnte man nicht in der weitesten Ferne die blaue Linie von den Bergen? Im Graugrün der Mooswiesen standen einzelne Birken, und so klar war der Tag, daß man ihre weißen Stämme bis hierher glühen sah. Am Rande des Moores der Grasweg, ein paar Häuser, in Gärten versteckt... Ja, dabei war auch das seine.

Es wird keine geringe Aufregung geben! dachte er. Was tut der brave Mann, der Bürgermeister, wenn er bis morgen abend den unterschriebenen Vertrag nicht in Händen hat? Mit der Geistesgegenwart des geübten Staatsmannes wird er den zweiten, kleineren Teil der Feier vom Programm streichen: Von Oberschmieds Nachfolger wird vorerst nicht gesprochen. Ein vielsagendes Achselzucken dem Publikum gegenüber, am Honoratiorentisch versteckte Unruhe... ‚Tja, meine Herren, da läßt sich einstweilen wohl überhaupt nichts tun? Denn vor allem muß man doch wohl feststellen, wo sich dieser Herr Ingenieur Sinklar aufhält, beziehungsweise, wie er dieses sonderbare, wirklich höchst sonderbare Verhalten erklärt und entschuldigt... Weiß denn wirklich niemand, wo er etwa stecken könnte?, — ‚Nein, Herr Bürgermeister! Der Amtsdiener Pröbchen war schon viermal in der Moosleite: Alles ist verschlossen; die Läden sind zugemacht — so wie man es tut, wenn man verreist. Kein Zettel an der Türe. Nichts., — ‚Was halten Sie davon, meine Herren?, — ‚Es wird am besten sein, wir warten bis morgen., — ‚Aber ist es nicht merkwürdig? Seit einiger Zeit gibt es eine Aufregung nach der anderen in Mundelfingen!, —

Sinklar hatte niemals deutlicher als jetzt gefühlt, daß sich zwei Gedankenschichten übereinanderlegen können. In der oberen malte sich mit allen Einzelheiten die Verblüffung der beunruhigten Stadtväter aus; in der tieferen dagegen, auf die er selber nicht achten wollte, lag — schmerzhaft gespannt — das Problem Isa und machte ihm Herzklopfen. Es stieg wider seinen Willen herauf, drängte alle Kleinigkeiten beiseite.

Er setzte sich ins warme Gras und blickte, ohne zu sehen, auf die kleine Stadt da unten. Es ist ja alles Unsinn! dachte er verzweifelt. Ich bin damit doch noch nicht fertig — ich kann noch nicht von hier weg! Ich liebe sie doch! Aber was ist mehr wert: Liebe oder die große Sehnsucht nach dem Wunderbaren? Auf diese Weise werde ich niemals zu einem Entschlusse kommen, viel weniger zu einer Handlung. Torheit? Man weiß ja nicht, was töricht ist; aber auch die größte Torheit ist wohl besser als Unentschlossenheit.

Da liegt nun dieses Mundelfingen und ist durchaus das was Leute mit Gefühl ein „trauliches Nest" nennen. Ja... Nein... Sieh dort: Über das geheimnisvolle Moor, über die weite Ebene, die Hügelwellenzüge führt der „Weg ins Wunderbare". Welt! Welt! Ist denn der Mensch geschaffen, um im „traulichen Nest" zu sitzen? Und die Jugend? Ach, wohin ist sie gewandert?

Er stand auf und ging rasch den Berg hinab, nach Hause.

Die Nacht wurde entscheidend; denn das Dunkel ließ die Wirklichkeit verschwinden und alle Träume nahrücken. Ein Fieber war in Sinklar — Fieberangst vor allem, was Eingeschlossenheit bedeutete.

Ich werde jetzt meine Angelegenheiten ordnen! dachte er, zog hier eine Schublade auf und öffnete dort eine Schranktür... Aber was war da zu ordnen? Nichts.

Gut also: Ich werde meinen Koffer packen! Wie? Um ihn morgen recht gemütlich zum Bahnhof zu tragen, damit jeder mich sieht, damit jeder weiß, daß ich weggefahren bin? Vielleicht hält mich Herr Müller oder Schulze auf, fragt nach dem Wohin und wünscht mir gute Reise? Welches Bürgertum!

Nein: Ich werde ganz einfach nicht mehr da sein. Ich gehe. Es gibt so viele Straßen in dieser Welt. Was braucht man weiter als Sohlen auf den Schuhen? Findet man das Wunderbare, wenn man mit einem Lederkoffer belastet ist? Ach, auf diese Weise findet man höchstens ein Hotel nach dem anderen. Geld? Ein Landstreicher Gottes braucht kein Geld. Der Ingenieur Friedrich Sinklar verschwindet — er hinterläßt keine Spuren; wenigstens nicht diesseits des Mundelfinger Horizonts. Das Haus? Das Haus... Achselzucken —: Soll die Stadt meinetwegen ein Altersheim daraus machen!

Phantastische Verrücktheit! dachte er in jenen Tiefen die von dem Toben seines Gemüts unberührt blieben. Und so schlief er ein, als der Tag dämmerte.

Aber gelassen wachte er auf. Der Morgen war nüchtern, der Akt Sinklar geschlossen. Erledigt...

Die alte Emerenz wirtschaftete im Hause herum. Was hatte sie zu tun? Weshalb ging sie gerade heute nicht? Doch: Endlich sah er sie durch den Garten davonschleichen.

Zehn Minuten später lag das Haus in Einsamkeit. Altersheim? Kein übler Gedanke. Hoffmann wäre froh gewesen...

Man sollte ihm noch einen Gedanken auf sein Grab legen! Nicht so weglaufen von dem einzigen Menschen, der wußte, was Leben heißt...

Die Gartentür schnappte ins Schloß — ein kleines, kurzes Geräusch nach so viel Wochen inneren Kampfes. So einfach ist das Ende, wenn es wirklich dasteht. Zum Kopfschütteln einfach.

Ein Mann kam die Moosleite entlang, von der Stadt her. Sinklar kannte ihn. Es war einer von den Häuslern, die außerhalb der Mauern wohnten, eine Kuh im Stall und ein Stück Wiese am Rande des Mooses hatten, nicht mehr Bauern und noch nicht Städter.

„Ein schöner Tag heute, Herr Ingenieur! Aber es dauert nicht mehr lange. Hören Sie die Eisenbahn? Wenn man auf dieser Seite die Eisenbahn hört, bringt der Wind Regen; das ist immer so. Recht guten Morgen, Herr Ingenieur!"

Sinklar sah ihm nach. Es war ihm nicht möglich, sich von der Stelle zu rühren. Denn diese paar Worte, die gleichgültige Ankündigung des Regens, wurden für ihn plötzlich zu einer Katastrophe von wahrhaft grotesker Bedeutung. Hier nämlich stand ein Mann, im Begriff, vierzig Jahre seines Lebens durchzustreichen, alles im Stich zu lassen, was er besaß, sich abzutrennen von allem, was nach Ruhe und Dasein aussah; ein Mann, der sich furchtbar ernst und wichtig nahm und deshalb ein außergewöhnliches Schicksal für sich forderte; ein Mann, den nach dem wunderbar Unendlichen und Grenzenlosen verlangte und dem der Himmel nicht weit genug war für seine Träume... Hier also stand dieser Mann, ließ sich sagen, daß es demnächst wohl regnen würde, und dabei fiel ihm ein, daß er keinen Mantel hatte! Keinen Regenmantel!! Sein erster, unwillkürlicher Gedanke — das ließ sich eben entsetzlicherweise nicht leugnen — war gewesen: umzukehren, das Haus wieder aufzuschließen und den Mantel zu holen. Ja, er hatte sogar schon die Hand in der Tasche, um die Schlüssel herauszuziehen!

Das unvergleichlich Lächerliche dieser Szene tropfte wie brennendes Pech in Sinklars Gemüt. Man sollte sich eine Papptafel umhängen: ‚Bei schlechtem Wetter findet der Weg ins Wunderbare im Saale statt!', Haha!

Das ist ja eine ganz unmögliche Lage! Ich bin eine komische Figur! Mehr als das: Ich bin eine Fehlkonstruktion! Das Männchen im Wetterhaus mit den Allüren des Peer Gynt! Ich habe meinen Regenschirm vergessen!!

Vernichtet, ohne zu wissen, was er tat, schloß Sinklar wirklich Zaunpforte und Haustür wieder auf und holte den Mantel. Dann schloß er alles zum zweiten Male ordentlich zu und ging — nicht am Rande des Mooses entlang nach Westen, wie er ursprünglich gewollt, sondern — gedankenlos nach der Stadt Mundelfingen, wie er es jeden Morgen zu tun pflegte.

In der Marktstraße sah er einen Wagen der Stadtgärtnerei, der Kugellorbeeren in den „Grünen Baum" fuhr. Heute abend war ja das Fest...

Ach, ja: Hoffmann —! Durch das Färbergäßchen ging Sinklar zum alten Friedhof, sah die Bank und schämte sich vor ihr. Emilies Bild mit den unerträglich überlegenen Augen fiel ihm ein; der gute alte Hoffmann fiel ihm ein, wie er damals, barhäuptig und singend, gegen den Märzsturm losgetobt war — ohne Bedenken wegen des Wetters.

Sinklar machte einen Bogen um die Bank und setzte sich versteckt und abseits auf einen vergessenen alten Grabstein. Hier, hier sollte man einschlafen und nicht wieder aufwachen! dachte er. Da wäre die ganze Lächerlichkeit, die Leben heißt, zu Ende! Ja: Leise verlöschen sollte man, wie die Lampe, deren Öl verbraucht ist. Aber nicht einmal das kann Anspruch auf Originalität erheben! Bin ich denn wirklich nur eine Karikatur?

Es war ganz still; nur über den hellroten Georginen, summte eine Hummel. Zwischen dem Sonnenschein und der Kirche lag ein zartblauer Schattenduft, vor dem goldene Lichter über den Blättern spielten. Sinklar ließ den Kopf sinken.

Aber da kam etwas durch die Friedhofspforte... Nicht einmal in Ruhe sterben konnte man also!

Sinklar erkannte durch die Büsche noch nicht, was es war, aber er hörte komische kleine Purzelschritte, die es offenbar sehr eilig hatten, und dann einen Plumps, ein blechernes Klappern...

„Nur nicht weinen!" sagte eine sehr bekannte Stimme. „Ist er hingefallen? Na, na: Ein Mann weint doch nicht!... Nein, nicht gleich mit den Dreckpfoten ins Gesicht! So... Und alles ist wieder gut. Da, sieh mal, das schöne Gänseblümchen!"

Sinklar beugte sich vor. Durch das Laub sah er Isa, wie sie vor einem kleinen Jungen kauerte, ihn säuberte und ihm sein Blecheimerchen wieder in die Hand gab... Dieses Bild vor Emilies Grab war von seltsamer Einfachheit. Er stand auf.

„Ach — Sie sind es!" sagte Isa, ohne sich stören zu lassen. „Gehen Sie denn heute nicht ins Bureau?"

„Nein, ich glaube nicht. Oder — wenigstens — Ich habe Zeit."

„Ist der Morgen nicht wundervoll? Alles sieht schön und verträumt aus, wie im Märchen... So, Kind, und das Blümchen pflanzen wir nun ein!" Sie richtete sich auf und sah lächelnd zu, wie der kleine Junge zu schaffen begann. „Wollen wir uns auf die Bank setzen? Oder bin ich Ihnen wieder unbehaglich? Einen Regenmantel haben Sie?"

„Ja —", sagte er. „Ich weiß auch nicht... Es war so eine unsinnige Idee..."

Da saßen sie nun in der Sonne und betrachteten das Kind wie es damit beschäftigt war, das Gänseblümchen an den Rand des Grabes zu pflanzen.

„Glauben Sie, daß es wächst?"

„Es hat ja keine Wurzel!" antwortete Sinklar.

„Ach: Wenn der liebe Gott will, wächst es auch ohne Wurzel!"

„Das wäre immerhin ein Wunder," sagte er nachdenklich, „wenn auch nur ein kleines."

„Wunder bleibt Wunder — dabei gibt es keinen Unterschied! Aber sehen muß man es, Sinklar!" Der Kleine lief auf sie zu. „Ist das Kind vielleicht kein Wunder?"

„Das Kind —?" fragte Sinklar und streichelte ihm das Haar. „Denken Sie, Isa: Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie ein Kind an der Hand gehabt... Das ist doch wirklich merkwürdig! Da sucht man nun hinter den fernsten Bergen... Darf ich mal versuchen, ob es mit mir spazierengeht? Nur ein bißchen, Isa, nur so hier in der Sonne, vor der Bank auf und ab? Wir laufen dir schon nicht davon!"

— Ende —

Ein ganzer Kerl.

von **Albert Mähl.**

„Bitte, Herr Wachtmeister, ich möchte den nächsten Weg zum Eppendorferbaum!" Der Schupo gibt mir Auskunft. Ich horche auf. Wo hörte ich diese Stimme doch schon? Er ist ansehnlich-groß, in den besten Jahren. Die linke Wangenhälfte zeigt Narben. Seine Zähne sind auffallend gut, hat der Oberkiefer auch manche Plombe.

Ich danke und gehe und komme nicht los von dem Gesicht dieses Mannes. Ein anderes blickt mich daraus an, das längst nicht mehr da ist. Oder doch? Ist dieser Schupo vielleicht doch Schorsch Lohmann, mein Schorsch, mein guter Kamerad?

Schorsch war die Seele der Kompanie, ein vierkantiger Kerl, strohblond und helläugig, mit blendend-weißen Zähnen und einer frischen hellen Stimme. Wie konnte er lachen! Immer wußte er den rechten Ton anzuschlagen.

Anfang Mai 16 sind wir auf dem Eilmarsch nach der Lorettohöhe. Die Sonne sticht. Einer nach dem andern macht schlapp, legt sich um wie ein schwerer Kornsack. „Durchhalten!" ruft der Alte, „keine Müdigkeit, — Befehl!" Das ist preußisch. Wir aber sind Jungs von der Wasserkante. Schorsch ruft protestierend: „Kaffeetrinken fällt aus, dafür

Stiefel schmieren, — weiter sagen!" Großartig, wir seixen nur so. Ja, nun gehts.

Spät am Nachmittag schlängeln wir uns in einen Reservegraben. Die Gegend riecht geschoßbrandig. Vor uns, verdeckt, stehen schwere Batterien, eine ganze Reihe.

Um sechs Uhr geht alles in Deckung. Die Batterien geben Zunder. Unaufhörlich fluten die Geschoßwellen, vier Stunden lang. Gegen Mitternacht gehen wir zur Ablösung nach vorn.

Wir erreichen ein Munitionslager, empfangen Handgranaten und Minierholz. Plötzlich ein Scheinwerfer und hinterher ein Sprühregen von Schrappnellkugeln. Wir spritzen auseinander. Obendrein kommt uns eine abgelöste Kompanie entgegen. Die Leute brechen durch unsere Reihen, wir verlieren die Fühlung. Ich springe mit Schorsch in einen Laufgraben. Schorsch stolpert, bückt sich und hebt eine Ziehharmonika auf.

Endlich sind wir beisammen. Wir keuchen weiter hinan. Aber das Feuer läßt nicht nach. Der Ballast auf dem Ast ermöglicht weder Sicht noch Deckung. Schon werden die ersten Toten gemeldet. Schöne Bescherung.

Los, Mensch! Wir müssen hier raus aus der Klitsche!, stökert uns der Zugführer. Nichts zu machen. Die Kerle drücken sich in Schlick und Geröll und glupen hiemend ins Dunkle, während Tommy unentwegt Senge gibt. Da peilt Schorsch, die Ziehharmonika fest in den Pranken, nach vorn, an die Spitze des ersten Zuges. Auf zieht er die Drahtkommode, und von Granaten umjault, von Flatterminen umschwirrt spielt er — jawohl, dies Lied, diesen damals beliebten Schlager: Puppchen, du bist mein Augenstern! Dunnerlüchting, das zog! Im Nu haben wir unsere Knochen gesammelt. Wir wiegen uns in den Knien. Die Granatbeutel klappern im Takt gegen den Schaft der Knarre. So rücken wir mit „Puppchen" bei rotflammendem Morgenhimmel in die Feuerlinie.

Nun heißt es arbeiten. Die Gegend ist granatdurchwühlt. Drüben beobachten sie uns scharf.

Wir buddeln den ganzen Tag, schieben Kohldampf und haben die Schnauze nach vorn. Kurz vor zehn Uhr wird es bedrückend still. Wir stehen wie eingepökelt an der Sandsackmauer, die Handgranate wurfbereit in der Rechten, den linken Zeigefinger am Abzugband. Komm an, Tommy! Ich fange vor Aufregung an zu jappen. Da klemmt mir Schorsch eine Zigarette in die Zähne. Ich mach einen Zug und atme auf. Ich merke kaum wie leise die Luft zu schwingen beginnt, bis mir jäh der tosende Einschlag einer schweren Mine durch die Glieder fährt. Die nachtschwarze Himmelsdecke zerreißt. Raketen zischen. Unter Signalpfiff, Zuruf und klingendem Spiel aus der Tiefe geht die erste englische Linie zum Angriff vor.

Da sausen auch schon unsere Bierbuddeln ihnen entgegen. Zugleich funkt die Artillerie hinter uns mörderisch Sturmreihen. Die Luft wird dick. Rauchbiß schmerzt die Augen. Die Erde stöhnt und bebt. Nicht lange, und ein verteufeltes Handgemenge beginnt.

Weiß der Himmel, wie ich da wieder herauskam. Erst in einem Brauereikeller, der als Lazarett diente, kam ich zur Besinnung. Wo war Schorsch? Vermißt, sagte man. Ich weiß nicht recht, ich muß der Sache mal auf den Grund gehen.

Auf dem Rückwege steht er nicht mehr da. Er ist abgelöst worden. Ich erkundige mich bei seinem Nachfolger. Da kommt es heraus: er ist es wirklich! Ich möge doch die Wache anrufen, jedenfalls träfe ich ihn jederzeit hier, er habe dann und dann Dienst.

Herrgott, mein Schorsch! Er lebt, ich hab ihn wiedergesehn! Aber wie sah ich ihn? Ich sah in seinem Gesicht das andere, das längst nicht mehr da ist. Dies ist wirklich vermißt, bleibt es für immer. Dies kenne ich, aber dies des Schupos, neunzehn Jahre älter, dies vernarbte mit den Plomben kenne ich nicht. Soll ich es kennen lernen? Lieber nicht, wenigstens jetzt nicht gleich, ja vielleicht überhaupt nicht. Was könnte uns das Wiedersehen bedeuten? Wir hätten höchstens einen feuchten Abend, würden all den Kleinkram auspacken, mit dem wir uns nun herumschleppen, wer sind wir denn jetzt? Er hat mich nicht erkannt. Was braucht er von mir zu wissen? Ich aber, ich kann jetzt in seiner Nähe sein, wie damals, kann ihm zusehen, wie er nun seinen Dienst macht. Jeden Tag kann ich ihn wiedersehen, wenn ich nur will, ihn, meinen Schorsch von damals, den ganzen Kerl, der er mir bleibt, solange wir beide den Mund halten. Das ist meine stille tiefe Freude, sie hält mich erhoben, ich möchte sie nicht verlieren.

Addi setzt sich durch.

Die Geschichte eines Storches von **Otto Boris.**

Draußen blaute der Sommertag. Durch mein Zimmer zogen Rauchschwaden. Sie machten es noch düsterer mit ihren blauen Nebelerinnerungen. Darum legte ich die Zigarre fort und stieß das Fenster weit auf.

Leise erschreckt vernahm ich den Lärm lachender Mädchen. Stürmisch prallte der regellose Hauf gegen meine Tür, ergoß sich ins Zimmer, gruppierte sich um das dunkellockige Fräulein Erna und schaute zwischen mir und dem zusammengerafften roten Kleid dieser Jungfrau hin und zurück. Wie das Riesenfräulein weiland Bauer, Pflug und Pferde sorgsam ausgepackt haben mochte, so hob das Mädchen ein merkwürdiges Etwas heraus und tat es auf den Tisch.

Ein Lebewesen war's so viel stand fest. Es war etwa so groß wie eine starke Männerfaust und bestand fast nur aus Bauch. Die Brustpartie nebst den kahlen Flügeln war entschieden vernachlässigt. Der Hals war kurz, der Kopf fast winzig zu nennen. Allein an dem Schnabel konnte man erkennen, daß dieses Geschöpf beabsichtigte, ein Storch zu werden.

Mochte den Storchenknaben die Anwesenheit so viel fremder Wesen innerlich bewegen, kurz, er erhob sich auf den schwachen, greisenhaft zittrigen Beinchen, stützte sich auf den Schnabel, hob das Hinterteil wie die Mündung einer Haubitze steil empor und schob sich mit Aufbietung aller Kräfte zum Tischrande vor. Schon hatte Fräulein Erna das Kleid ausgebreitet, ihn aufzufangen, falls er herabpurzeln sollte — da entlud sich das Unding in einem Bogen, der einem spuckenden Engländer Ehre gemacht hätte.

Darauf hielten ihn die Mädchen allesamt für einen häßlichen Vogel mit geringer Erziehung und mochten fürderhin nichts mit ihm zu tun haben. Nachdem wir also bald allein gelassen wurden, schritt ich zur Taufe und nannte ihn Addi (Abkürzung von Adolar, der Schlangentöter). Er kriegte einen Korb, den ich mit Heu und Wolle auspolsterte. Dieses Nest wurde unter einem Apfelbaum festgemacht. Dort verträumte, man könnte auch sagen, verfraß Addi seine Kindheit; denn er verschlang unglaubliche Mengen. Mich hielt er für seinen rechtmäßigen Vater und Ernährer. Unendlich komisch war's, wenn das kleine Wesen den Kopf ausholend nach hinten legte und mir mit der schönsten Verbeugung nach vorn entgegenklapperte. Er wuchs sehr rasch.

Eines Morgens gab's im Garten einen riesigen Aufstand. Es hatte einen Plumps gegeben. Und unter dem Korbe am Apfelbaum lag Addi. Ich kam und stellte fest, daß der Jungstorch nicht mehr ins Nest paßte. Schlimm war's, daß er sich beharrlich weigerte, irgendeinen Schritt zu tun. Er knörte gewaltiglich, bewegte sich auf seinen langen Beinen im Kreise um die eigene Achse und war weder durch Bitten, Locken, noch Drohungen von der Stelle zu bringen. Er schien es für eine unerhörte Zumutung zu halten, ihn, den Nesthocker, zu Fußwanderungen veranlassen zu wollen. Es blieb mir nichts übrig als nachzugeben. In einer Ecke, wo zwei Ställe zusammenstießen, unter dem Käfig des Uhus Gunkel, legte ich aus Dachmoos einen Kreis. Der war nachlässig genug aber Addi schien er zu genügen. Das Volk des Hühnerhofes aber hatte kein Verständnis für sein Einsamkeitsbedürfnis. So gab's in der Folgezeit oft heftige Auftritte und Streit, die Addi zu einem gehässigen Vogel machten.

Da war z. B. die rebhuhnfarbige Italienerin Minna. Sie hatte das übliche Morgenei und das anschließende Gekakel gut überstanden und schritt, nur noch leise vor sich hinkrahlend, ans Sammeln neuer Stoffe, das nächste Ei vorzubereiten. Die Moosstückchen an Addis Nest erregten ihre Kratzlust. Versonnen griff sie mit dem linken Fuß erst ein wenig, dann mit dem rechten kräftiger zu. Addi war entsetzt. Zunächst war er geneigt, den Angriff für eine Verirrung zu halten, dann empfand er's als Beleidigung und zog sich vornehm bis in den äußersten Winkel zurück. Da aber Minnas Eifer wuchs, erkannte er in ihrer Tätigkeit nicht allein einen Angriff auf sein Nest, sondern auch auf die eigene Sicherheit. Er reckte den Hals, so lang als es möglich war, erhob sich auf schwankenden Beinen, zielte scharf und „ratsch", da hatte Minna eins weg.

Zunächst sprang sie vom Fleck steil in die Luft, dann riß sie mit unweiblicher Hast, aber desto größerem Gezeter, aus. Im Nu setzte der Chor ihrer Kolleginnen mit voller Stärke in ihre Schreckensrufe ein. Iwan der Schreckliche, der Hahn, kam gerannt. Da er den wahren Sachverhalt nicht kannte, schrie er aufs Geratewohl, aber desto gewaltiger dazwischen.

Ein paar Tage nach Addis Zusammenstoß mit Minna mochte der Erpel Otto irgend einen Ärger verschluckt haben. Er rannte unruhig auf dem Hofe herum und griff leise schwatzend nach Mücken. Addi drehte sich gerade im Kreise um sich selbst, um zu ergründen, was ihm plötzlich am Neste nicht mehr zusagte. Otto sah das erhobene Hinterteil plötzlich über sich, griff für alle Fälle zu und riß Addi eine der schönsten frischgespeilten Federn aus. Das war dem armen Knaben denn doch ein zu schmerzliches Erlebnis. Mit einem gefährlichen Satz schwang er sich aus dem Nest und rannte, was sein zittriges Gebein hergeben wollte, dem Hausflur zu.

Das war Addis erster selbständiger Ausgang. Jetzt verließ er öfter das Nest, um sich zur Fütterung, die an der Haustreppe vor sich ging, zu begeben. Sein schwankender Gang verlor sich rasch. Es wurde zu einem besinnlichen Schreiten. Zuletzt unternahm er selbständig Entdeckungsfahrten auf dem Hofe. Bei einer solchen Gelegenheit geriet er mit dem Hahn Iwan aneinander. Der forderte ihn zu einem sachgemäßen ritterlichen Duell heraus. Addi sah sich ihn aufmerksam an, hielt sein Benehmen für ein sinnloses Getue und versetzte ihm einen leichten Stich an den Kopf, um ihn zu sich zu bringen. Das nahm Iwan übel. Er sprang den Gegner mit den Sporen an. Aber da stach Addi auf ihn los. Gegen solche Unmanier konnte Iwan ebensowenig aufkommen, wie ein Florettfechter gegen eine Mistgabel. Da er nicht willens war, sich umbringen zu lassen, riß er aus. Im Sandbade seines Volkes puderte er sich nach Kräften. Addi war fortan für ihn erledigt.

Auch Bullrich, der Puter, erlitt eine Niederlage, wenn auch mehr moralischer Natur. Er war gewöhnt, den Gegner beim Kopf zu kriegen und ihn so lange an die Erde zu drücken, bis er das Rennen aufgab. Als er sich in dieser Absicht fürchterlich mit den Flügeln den Boden scharrend näherte, reckte Addi seinen Hals so lang, daß er den Feind von oben besehen konnte. Bullrich kam aus dem Konzept, kollerte und entfernte sich gänzlich verwirrt.

Also war Addi der unumstrittene Herr des Hofes. Er wurde allmählich immer verträglicher und ging Streitigkeiten gern aus dem Wege. Als er flügge geworden war, kümmerte er sich um das niedere Volk überhaupt nicht mehr.

Er träumte von seiner Fahrt nach Afrika.

Ernte und Not.

Erntezeit ist harte Fron —
früh und spät müßt ihr euch regen;
doch ist eurer Arbeit Lohn,
eurer Felder Erntesegen.
Niemals braucht ihr Hungers darben,
gibt euch Gott noch volle Garben.

Abseits aber auf den Wegen,
ohne Arbeit, ohne Brot,
ohne einen Erntesegen,
stehen Brüder in der Not.
Denkt bei euren vollen Garben
derer, die da Hungers darben!

H. K.



Bunte Chronik



Frösche trommeln in der Nacht.

Die englische Zoologin L. E. Cheesman hatte auf einer Forschungsreise nach dem Papualand in Britisch-Neu-Guinea ein seltsames Erlebnis. Eines Nachts hörte sie ein merkwürdiges, unterirdisches Trommeln. Es klang, als käme es von weitem her, und die Forscherin fürchtete, daß nach Ablauf einer gewissen Zeit wilde Kriegshorden erscheinen würden. Das Trommeln blieb jedoch stets in der gleichen Entfernung, und als Frau Cheesman, der die Sache unheimlich wurde, sich intensiver danach umtat, entdeckte sie erst ein Paar ganz kleine Augen, die aus dem Erdreich hervorsahen, und dann mehr und immer mehr. Die Zoologin ging der Sache auf die Spur und entdeckte schließlich eine neue Froschart, wie sie wohl bisher nicht einmal geahnt wurde: die Tiere leben unter der Erde und verständigen sich, wie die Neger, durch Trommelgeräusche. Die Männchen werden 22 Zentimeter lang und sind vollendete Kavaliere, tragen sie doch die von den Weibchen gelegten Eier auf dem Rücken herum, bis die Jungen ausgeschlüpft sind.

Die Matrosenbibel.

Matrosen werden gemeinhin nicht gerade als die frömmsten Erdenbürger betrachtet. Wie wenig diese Auffassung stimmt, oder, wie sehr die Ausnahme auch hier die Regel bestätigt, zeigt ein Fall, der sich dieser Tage in Schottland ereignete. Der Seelsorger in Wighton bekam den Besuch eines Seemannes. Der Seelsorger, an solche Besuche gewöhnt, forderte den bärtigen Matrosen auf, sein Anliegen vorzutragen. Der Matrose wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Ein eigentliches Anliegen habe er nicht. Nun, meinte der Seelsorger, dann möge er sich zum Tisch setzen und sein Gast sein, ehe er weiterzöge. Der Matrose folgte auch dieser Aufforderung nicht, vielmehr zog er ein dickes Paket unterm Arme hervor, das er bis dahin krampfhaft festgehalten hatte, und überreichte es dem Seelsorger mit einer tiefen Verbeugung. Der Pfarrer, erstaunt ob der seltsamen Feierlichkeit, die der Fremde an den Tag legte, wickelte das Paket aus und — hatte eine handgeschriebene Bibel in der Hand. Zur weiteren Verwunderung des frommen Mannes erklärte der Matrose, er selbst habe die Bibel abgeschrieben. Als er sich nämlich vor sieben Jahren einmal in größter Seenot befand, habe er das Gelübde abgelegt, die ganze Bibel abzuschreiben, wenn Gott ihn errette. Gott habe ihn errettet und hier sei die Bibel. Der Pfarrer war von dieser Treue des Matrosen gegen Gott zu Tränen gerührt. Als er ihm jedoch danken wollte, hatte der brave Mann bereits kehrt gemacht und den Pfarrhof wieder verlassen.

Die Zähne des Generals.

Der Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen im Weltkrieg, General Pershing, mußte sich auf den Rat der Ärzte fast sämtliche Zähne ziehen lassen. Bald danach hörte er, daß in Juwelierläden der Stadt seine Zähne unter dem Angebot „Die Zähne des großen Generals" für 7½ Dollar das Stück verkauft wurden. Er geriet über diesen geschäftstüchtigen Patriotismus in eine wahre Wut und schickte sogleich seine Diener mit dem Befehl aus, seine Zähne um jeden Preis aufzukaufen. Die drei Diener kehrten am Abend zurück mit 175 Zähnen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.